

Wolfgang Lusak

Mein *Herz*
schlägt in der
Mitte

Erzählung



novum

Wolfgang Lusak

Mein *Herz*
schlägt in der
Mitte

Erzählung



Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über
<http://www.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte der Verbreitung,
auch durch Film, Funk und Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe,
Tonträger, elektronische Datenträger
und auszugsweisen Nachdruck,
sind vorbehalten.

Gedruckt in der Europäischen Union
auf umweltfreundlichem, chlor- und
säurefrei gebleichtem Papier.

1. Auflage, September 2024
© 2024 novum Verlag

Autor: Wolfgang Lusak
Herausgeber: Lusak Consulting: Mag. Wolfgang Lusak
Illustrationen: Mag. Wolfgang Lusak
Umschlaggestaltung, grafisches Konzept, Satz:
Umsetzerei Dienstleistungsmanagement GmbH:
Camilla Derschmidt & Sarah Kleindienst
Management und Creative Direction:
Umsetzerei Wien: Judith Zingerle & Markus Eckhart
Korrektur: Umsetzerei Wien: Julia Gschwandtl
Lektorat: Mediendesign: Christa Hanten
Schriften: Garamond BE, Lexend und Caveat

Hard Cover ISBN: 978-3-99130-670-2
E-Book ISBN: 978-3-99130-671-9

Besuche Wolfgang Lusak online:
lusak.at und lobbydermitte.at
Website zum Buch: herzindermitte.at

www.novumverlag.com

 Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/16547-2311-1001

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung der Sprachformen männlich, weiblich und divers (m/w/d) verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

Inhalt

	Einleitung	9
<i>1950er</i>	Vegetieren	13
<i>1960er</i>	Fühlen	35
<i>1970er</i>	Aufwachen	65
<i>1980er</i>	Lernen	121
<i>1990er</i>	Lehren	181
<i>2000er</i>	Gestalten	255
<i>2010er</i>	Engagieren	317
<i>2020er</i>	Vermitteln	393
	Nachwort	427

*An den Rändern des Tages, des Jahres und des Lebens
verändern sich die Perspektiven. Die vielen Schattierungen
des sich ankündigenden, durchsetzenden und letztlich
auch wieder verabschiedenden Lichts, sie lassen uns
staunen, aber auch schauern. Türhüter der Erkenntnis*

Überzeugt euch selbst

Am Anfang war die Wärme der Mutter, der Schlag des Lehrers, die Ohrfeige des Vaters und seine entsetzliche Angst vor dem ewigen Leben. Er war ziemlich ratlos, vegetierte nur so vor sich hin. Dann entdeckte er seine Gefühle, seinen Verstand und unglaubliche Sehnsüchte. Mehr und mehr begehrte er auf gegen das, was ihn persönlich störte, was ihm generell missfiel. Etwas in ihm wurde aber auch scheu, einsam und lauernd. Es war etwas Wölfisches in ihm.

Auf seinem Weg lernte er die Farben der Welt, den Geruch der Menschen, den Klang der Verlockung, das Begreifen der Oberflächen, das Eintauchen in die Tiefen, den Geschmack der Freiheit und das Erleben unbegrenzter Fülle kennen. Schon in der Schule gab es einen ersten Ruck, der aus ihm selbst kam. So war es ihm möglich, Schritt für Schritt Entscheidungen zu treffen und letztlich zu erkennen, woran es liegt, dass Leben und Selbstbestimmung gelingen.

Wie alle in seiner Generation musste er extrem viel lernen. Zum Beispiel mitzuhalten mit einer rasanten Entwicklung, wie sie davor noch kein Mensch erlebt hatte. Von Pferdefuhrwerken über Züge, Autos, Jumbo-Jets, Massentourismus bis zum Weltraumflug, von der Digitalisierung bis zur künstlichen Intelligenz. Von der Nachkriegszeit der 1950er Jahre über ein euphorisches, aber trügerisches Wirtschaftswunder bis zur heutigen Zeit der vielfachen Krisen und existenziellen Bedrohungen.

Nach der Schulzeit setzte er recht ungewöhnliche Schachzüge im Studium, taumelte danach voller Naivität in eine Konzernkarriere. Durch seine Erlebnisse bei Unilever, Gillette und BP wandelte er sich vom Mitläufer über einen Zweifler bis zum Kritiker multinationaler Konzerne. Dabei wurde er einerseits zum träumerischen, verliebten, begeisterten, andererseits zum unzufriedenen, rastlosen, suchenden Menschen. Oft fühlte er sich hin- und hergerissen, auch eingezwängt und gekränkt. Dann verhalf ihm ein weltweit für Verwunderung und Spott sorgender

österreichischer Skandal zu einem für sein weiteres Leben ganz entscheidenden Top-Job. Sein Zusammentreffen mit wunderbaren Menschen, seine Reisen und seine Neugier erweckten in ihm das Interesse an Geschichte, Wissenschaft und Vorbildern. Eine Krankheit nahm er als das, was sie war, als Aufforderung seines Körpers an seinen Geist, etwas in seinem Leben zu ändern. Seinem nach langen inneren Kämpfen gewagten Sprung in die Selbstständigkeit verdankt er eine sehr glückliche Zeit sowie die Zuversicht, gestalten zu können.

Dabei stieß er auf entsetzliche Fehlentwicklungen und Widerstände, auf Spaltung und Gewalt. Die beängstigende Veränderung von Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie wurden ihm unheimlich. Er erkannte, was die Mächtigen nicht sehen konnten und wollten. Ihm wurde bewusst, dass vor unseren Augen und dennoch unbemerkt ein wesentlicher Teil der Bevölkerung missachtet, ausgebeutet und dezimiert wird. Ein Teil, der eigentlich alles zusammenhält, jedoch so gut wie unsichtbar ist. Schon war er mittendrin zwischen den Polaritäten von Links und Rechts, Reich und Arm, Jung und Alt, Täuschung und Realität, Demokratie und Diktatur, Krieg und Frieden. Er entdeckte, dass diese Polaritäten durch eine „unheilige Allianz“ verstärkt werden und eine zerstörerische „Schachfiguren-Gesellschaft“ (© Lusak) entstehen ließen.

Er sieht heute die Menschheit vor den größten Herausforderungen ihrer Geschichte. Wolfgang Lusak lädt ein zu einer spannenden Reise von 1950 bis heute. Durch ein um Verstehen und Emanzipation ringendes Leben über acht Jahrzehnte. Mit Höhen und Tiefen, Spiel und Ernst, Fehlern und richtigen Entscheidungen, zwischen ständigem Anrennen und beglückendem Gelingen. Mit einer wunderbaren Lösung für die Menschheit: „Einer Lösung und Überzeugung, die sich erschließen wird, wenn Ihr meiner Spur folgt und genau hinschaut, Kapitel für Kapitel. Ich lege sie euch zu Füßen, überzeugt euch selbst.“



1950 – 1959

Er geht zeitig in der Früh mit festen, schweren Schuhen bei noch fast dunklem Himmel auf einem steinigen Güterweg, der tief in die Landschaft eingegraben ist. Die Steine knirschen unter seinen Sohlen. Links und rechts Wurzeln, Lehm und Hecken, vor sich eine brüchig aussehende Holzbrücke. Am äußersten linken Teil nimmt er ganz undeutlich eine kleine Gestalt wahr. In dem Moment, in dem er unter der Brücke durchgeht, steigt vor ihm die Sonne auf, leicht rötlich, bald richtig rot. Blut. Feuer. Purpur. Karmin. Scharlach. Wein.

Rot, knallrot, alles rot.



Vegetieren

Der Geschmack der roten Räder

Klipp klopp, klipp klopp. Es war kaum störend, eher angenehm vertraut. In meiner frühesten Kindheit konnte ich morgens, wenn sonst noch alles ruhig war, die Hufe schwerer Rösser am granitenen Kopfsteinpflaster auf der Straße unten hören, durch die Fenster von meinem Bett aus. Sie zogen Wägen mit riesigen Milchkannen, mit Gemüse, mit Brot, mit Eisblöcken, um Lebensmittel frisch zu halten. Damals gab es überall in Wien kleine Milch- und Gemüseläden, Lebensmittelgeschäfte, Bäcker und Fleischer. Und in den 1950er Jahren waren noch ziemlich viele Pferdefuhrwerke unterwegs. Sie waren die Vorankündigung des Tages, nach der ich oft wieder einschlief, bis mich meine Mutter weckte: „Aufstehen, Wolfi!“ Eigentlich bin ich ja im Oktober 1949 auf die Welt gekommen, doch über die ersten Monate meines Lebens, die Zeit, bis ich gehen konnte, hat sich ein undurchsichtiger Schleier gebreitet. Aber meine Mutter, ihre Nähe und Wärme waren von Anfang an und in meiner Vorschulzeit das Zentrum meines Lebens. Sie war immer um mich. In ihrer Zuwendung wuchs langsam mein Erleben, Erfahren, Erfassen, Erfreuen und auch Erleiden. Kakao, Butterbrot in der Früh. Am Vormittag Park, Sandkiste, andere Kinder, Küberl und Schauferl, Sand im Mund. Dann Ball, Kreisel, Trittröller, Kinderrad. Da ich mir draußen fast täglich die Knie aufschlug, drohte mir meine darüber verärgerte Mutter schließlich bei Wiederholung eine Ohrfeige an, was dazu führte, dass ich bei jedem Sturz als Erstes schrie: „Tut gar nicht weh!“ Warmes Essen zu Mittag zu Hause, immer mit Suppe vorher. Essen war mir zuwider, ich kaute lange an einem Bissen herum, wollte zumeist gleich wieder aufhören. „Ich kann nicht mehr!“, hieß für mich, den Tisch verlassen zu dürfen, um zu spielen, was sie mit einem oft nachsichtigen, manchmal unwirschigen „Geh schon!“ quittierte. Zu Mittag war mein Vater nicht dabei, er war im Büro. Ich war zufrieden, allein spielen zu können. Zuerst mit Bausteinen wie Matador, dann mit Figuren, Tieren, Indianern und Rittern, die meine Fantasie anregten und mich Abenteuer und auch Kämpfe erleben ließen. Alles auf einem großen bunten Teppich. Noch lieber im Freien. Ich erinnere mich gut an den von mir geliebten Geschmack der roten Räder eines kleinen Spielzeugautos aus Kunststoff, wir sagten Plastik, mit dem ich im Sommer am Land in einem Garten zwischen den Grasbüscheln herumfuhr. Motorgeräusche imitierend. Schrumm.

Unsere Wohnung in Wien lag in einem Zinshaus aus der Gründerzeit, in einer Gasse hinter der Votivkirche, deren Turmspitzen wir auch von einigen unserer Fenster aus sehen konnten. Die Räume waren knapp drei Meter hoch, mit blassen klassizistisch-floralen Tapeten ausgestattet, mit Lustern, knarrenden Parkettböden. Es gab dunkle, furnierte Möbel aus den 1920er Jahren, große Teppiche, zwei mit bröckelnden Goldrahmen versehene Gemälde. In meinem Zimmer hatte ich ein Bett, einen Schrank und einen Schreibtisch. Im Wohnzimmer und im Stüberl standen gekachelte Dauerbrandöfen als einzige Wärmequelle, die zu Beginn noch mit Koks, später mit Holz beheizt wurden. Während meines dritten Lebensjahres gab es ein „Dienstmädchen“, wie das damals genannt wurde. Die junge Frau betreute mich, hatte aber auch in der Küche, beim Einkaufen, Wäschewaschen und Saubermachen ihre Aufgaben, geschlafen hat sie in einem eigenen kleinen Zimmer. Dieses Mädchen entlastete meine Mutter, die damals – nach der Heirat mit meinem Vater und meiner Geburt – versuchte, in ihrem früheren Beruf als Assistentin eines Bühnenarchitekten bei der Wien-Film sowie in Theatern wieder Fuß zu fassen und während des Tages öfters beruflich auswärts tätig war.

Einmal spielte ich am Terrazzoboden der Küche, während Irma, so hieß unser Dienstmädchen, am Herd wirkte. Ich rutschte mit meinem Spielzeug immer mehr in ihre Nähe, bis ich mich fast unter ihr befand und einen arglosen, vielleicht auch neugierigen Blick nach oben warf, unter ihren Rock. Was sie mit einem kleinen Aufschrei und einem Schritt zur Seite quittierte. Meine Mutter sagte mir dann kurz danach, dass man „sowas“ nicht macht, was in mir ein hilfloses schlechtes Gewissen auslöste – einerseits nicht verstehend, wieso ich zurechtgewiesen wurde, andererseits doch akzeptierend, dass der Blick unter den Rock von Frauen etwas Verbotenes darstellt. Es ging sehr sittsam in unserer Familie zu. Ich kannte meine Eltern immer nur in Tageskleidung oder im Pyjama, wenn sie aus dem Badezimmer kamen. Nur im Schwimmbad sah ich sie in Badehose oder Badeanzug. Sexualität oder gar Aufklärung wurden auch später bei uns so gut wie nie angesprochen. Und Irma verschwand, nachdem klar wurde, dass meine Mutter nicht fortgesetzt nebenbei arbeiten wird. Beides war mir recht.

Mein Vater war zu Anfang für mich ein Mann, der am Abend mit meiner Mutter und mir zumeist ein kaltes Nacht Mahl mit Wurst, Käse und Paprika aß. Nur am Wochenende machten wir zu dritt Spaziergänge und Ausflüge, doch auch da entstand zwischen uns wenig Nähe. Er lebte – 1902 geboren und 18 Jahre älter als meine Mutter – ein patriarchalisches Rollenbild. Einmal hat er erzählt, dass sein Vater immer mit einem Rohrstock bei Tisch gegessen sei, um die Kinder damit zu schlagen, wenn sie nicht folgsam waren oder nicht ordentlich aßen. Ich konnte dabei seine immer noch präsente Furcht spüren, aber auch eine an mich gerichtete-

te Drohung. Geschlagen hat er mich nie, das hat vermutlich auch meine Mutter verhindert. Nur einmal, da war ich schon acht oder neun Jahre alt, hat er mir noch dazu in einem Gasthaus vor anderen Menschen eine feste Ohrfeige verabreicht. Ich weiß nicht mehr, warum, ich war wohl zu lästig gewesen. Ein Knall in jeder Hinsicht. Ich verspürte in dem Moment enormen Zorn und Hass auf ihn. Diese aus meiner Sicht höchst ungerechtfertigte, demütigende Ohrfeige habe ich ihm sehr lange nicht verziehen. Er war ab diesem Zeitpunkt ein verachtungswürdiger Gegner, fast ein Feind für mich, jedenfalls ein Mensch, mit dem ich möglichst wenig zu tun haben wollte.

Fußball ja, Kindergarten nein

Ich erinnere mich auch an schöne Erlebnisse mit meinem Vater. Als ich ungefähr vier Jahre alt war, nahm er mich an einem Samstag an einen Ort mit, an dem es viele Menschen, Tribünen aus Holz, eine viereckige Wiese in der Mitte und den Geruch nach heißen Würsteln gab – die sogenannte Pfarrwiese, den Platz des Fußballvereins Rapid. Es war Juni und heiß in den Rängen, die Sonne brannte so herunter, dass manche zumeist ältere Zuschauer mit angehender oder ausgewachsener Glatze mangels Kappe oder Hut ein Taschentuch an allen vier Ecken verknoteten, um es als halbwegs rutschfesten Schutz auf den Kopf zu legen. Damals hatte fast jeder ein – zumeist kariertes – Taschentuch aus Stoff bei sich, das erst nach mehrfachem oder sogar vielfachem Gebrauch zu Hause der Hausfrau zum Waschen übergeben wurde. Klingt ungestiös, war aber sicher nachhaltiger als die später aufkommenden Papiertaschentücher.

Es war das letzte Spiel der Nationalliga mit anschließender Meisterschaftsfeier. Rapid – damals in der Presse gerne die „Hütteldorfer Kanoniere“ genannt – hatte den Meistertitel schon in der Tasche. Mein Vater war Rapid-Anhänger und er wollte, dass ich ein Spiel seines Vereins miterlebte. Wir saßen auf Holzbänken und ich musste mich strecken oder sogar aufstehen, um das Geschehen am Spielfeld zu erfassen. „Hoppauf!“ war der häufigste Anfeuerungsruf. Wenn mein Vater und all die anderen „Tor!“ jubelten, sprang ich auch auf und freute mich mit. Diesen und folgende Besuche am Fußballplatz machten mich bis heute zu einem oft Leidenden, weil sich die Vereinstreue in mich eingebrannt hat, aber die damals gewohnten Siege und Meisterschaftserfolge von Rapid immer seltener wurden.

Gerne war ich vor der Schulzeit einmal in der Woche zwei bis drei Stunden in der Seelsorge unserer Pfarre, wo ich mit anderen Kindern spielen konnte und dabei auch die Erzählungen der katholischen Kirche vermittelt bekam. In einen regelrechten, täglichen Kindergarten bin ich nicht gegangen, weil ich nach einem Pro-

betag in so einer Einrichtung meine Mutter sehr eindringlich bat, mich wieder abzumelden. Die vielen Kinder dort fand ich schrecklich, die Spiele sehr, sehr langweilig und das Essen noch grauslicher als zu Hause. Überhaupt mochte ich Essen damals überhaupt nicht. Am Probetag habe ich einem neben mir sitzenden, verdutzten Mädchen den von mir verabscheuten Salat auf den Teller gekippt, sie hat ihn aufgegessen.

Nach der Verweigerung des Kindergartens konnte ich mein gewohntes Leben als Einzelkind und wohl auch Muttersöhnchen ein wenig verlängern. Es war mir nicht bewusst, dass ich damit eine Phase intensiveren Einlernens in den Umgang mit Menschen geschwänzt hatte und dieses Versäumnis auch Auswirkungen auf meine Persönlichkeit haben könnte. Ich genoss meine ziemlich egozentrische Kindheit bis zur Volksschule und gab meinen Eltern und anderen Menschen auf ihre Frage, was ich als Erwachsener werden wolle, gerne zur Antwort, ich würde lieber Kind bleiben, weil das doch wesentlich schöner sei und ich immer gut versorgt wäre. Natürlich wusste ich damals schon, dass dieser trotzig Wunsch unerfüllt bleiben wird, amüsierte mich aber über das Erstaunen der Fragesteller und verdrängte damit auch meinen insgeheimen Ärger über die Unmöglichkeit meiner Vorstellung.

16

Zum Staunen gab es jedoch auch für mich in Hülle und Fülle. Vor allem, wenn ich im Freien Käfer, Ameisen und Bienen, Blüten und Blätter, Felsen und Berge bewundern konnte. Ausflüge und Wanderungen waren für mich schöne und abenteuerliche Erlebnisse. Es gab kaum einen kleinen Felsen oder Baum, auf den ich nicht klettern wollte und dessen Aussicht mir nicht die größte Fröhlichkeit bescherte. Die Natur gab mir ein gutes Gefühl und im Freien zu spielen war für mich das Schönste.

Staunen konnte ich auch über das Radio, das Kino und die „Hefteln“, wie die damals aufkommenden, bunt gezeichnete Geschichten bringenden Kinder- und Jugendmagazine genannt wurden. Radio war das erste Medium, das mich erreichte, weil meine Eltern gerne Nachrichten, Sportübertragungen, Krimihörspiele, Kabarett- und Quiz-Abende hörten, und ich mit ihnen. Am allermeisten brachte das Radio zu dieser Zeit auch sehr viel Musik – Schlager, Operette, Swing aus Amerika. So hörte ich auch erstmals die englische Sprache. Am Abend um fünf vor Sieben kam dann für kleine Kinder das „Traummännlein“, bald danach wurde ich ins Bett gebracht und schlief rasch ein. Zu meinem Kulturprogramm gehörte auch, dass ich einmal persönlich im Kasperltheater sein durfte, das hat mir gefallen. Richtig aufgewühlt war ich dann bei den ersten Kinobesuchen mit meiner Mutter, wo ich Filme wie „Bambi“, „Schneewittchen“ von Walt Disney und „Emil und die Detektive“ nach Erich Kästners Kinderroman sah.

Wumm, Zack und Peng

Das größte mediale Glück bereiteten mir die gedruckten „Hefteln“, wie „Micky Maus“, „Fix und Foxi“ und die sehr schmal formatierten Abenteuerserien „Nick“, „Sigurd“ und „Akim“, in denen die gleichnamigen Superhelden ihre Abenteuer im Weltall, im Mittelalter und im Dschungel zelebrierten. Da wurde mit Wumm, Zack und Peng zugeschlagen und auch geschossen, in Sprechblasen machten die guten Kämpfer ihren Emotionen mit Ausrufen wie „Du Schuft!“ oder „Nimm das!“ Luft, während die Bösen letztlich mit Stöhnen und Brüllen wie Uff, AAAHHH! und RGRGRGRRR zusammensanken, abstürzten und ihren Geist aufgaben. Ich nahm dieses Repertoire in die Kämpfe meiner Kleinfiguren am Teppich auf.

Am meisten beeinflussten mich jedoch die Micky Maus-Hefte, in denen immer ein Stück „American Way of Life“ vermittelt wurde. Die verschiedenen Geschichten brachten Wolkenkratzer, Ami-Schlitten, Gangster, Hawaii-Strandleben, US-Patriotismus und typische US-Haushalte mit sehr moderner Ausstattung ins Bild, jedenfalls viele Dinge, die man damals in Europa kaum kannte. Es gab auch Einblicke in die für uns ebenfalls noch unbekanntere Bedeutung der Werbung, wenn Donald Duck, umjubelt von seinen drei Neffen, einigen großkotzig aussehenden Managern und süßlich lächelnden offiziellen Vertretern von Entenhausen, den ersten Preis in einem Wettbewerb gewann, in dem es um den besten Werbeslogan für die Apfelmарke Halberstadt ging. Donald dichtete „Wer keine weiche Birne hat, kauft harte Äpfel von Halberstadt“ und erhielt dafür eine Fuhre Äpfel sowie ein tolles Auto für eine Woche. Prompt fuhr er das Auto zu Schrott. Er hatte immer Pech, nicht so viel Geld wie Onkel Dagobert, weniger Glück als sein Cousin Gustav Gans, nicht den großen Erfindergeist wie Daniel Düsentrieb, nicht so viel Köpfchen wie der immer strahlende Erfolgsmensch Micky Maus – noch dazu war er manchmal halt ein boshafte Ekel.

Beeindruckt hat mich damals auch eine dramaturgisch-moralische Instanz, der Donald von seinen kreativen Schöpfern immer wieder ausgesetzt war. Und zwar immer in verzwickten Situationen, in denen er nicht so recht wusste, wie er sich verhalten sollte – egoistisch auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein oder eher einem guten oder edlen Zweck dienen. Zum Beispiel, ob er eine aufgelesene Geldbörse mit hunderten Talern zum Fundamt bringen oder für sich behalten sollte. Ob er einen ziemlich widerlichen Gegner vor dem Autorennen auf eine kaputte Leitung an dessen Fahrzeug hinweisen oder lieber nichts sagen sollte, um seine eigenen Siegeschancen zu erhöhen. Ob er nach einem Windstoß seine heiß geliebte Mütze aus dem Fluss retten sollte oder das Spielzeug eines plärrenden Kindes, das

ihn gerade vorher absichtlich mit Ketchup bespritzt hatte. In solchen Situationen erschien immer in seinen wolkig umrandeten Gedanken zuerst ein kleiner, roter, teuflischer Donald mit Hörnern und Dreizack in der Hand, der ihm eindringlich zuredet, doch einmal auf sich selbst zu schauen und die Gefahr oder den Schaden für die anderen als ziemlich gering anzusehen. Dann erschien ein kleiner, weiß gekleideter, engelhafter, mit Heiligenschein und Flügeln versehener Donald, der ihm genauso heftig rät, doch anständig und fair zu sein, den armen Benachteiligten, Gefährdeten oder Bedrohten zu helfen, ihm zum Beispiel schildernd, dass in der von ihm gefundene Geldbörse das letzte Geld einer bitterarmen Frau sei. Selten entschied Donald sich für das Böse. Und wenn, dann bereute er es und machte es wieder gut. Zumeist folgte er dem engelhaften Vorbild, was auch oft unbelohnt blieb, wenn sich zum Beispiel herausstellte, dass die zurückgegebene Geldbörse seinem mit Glück völlig überfrachteten Cousin Gustav Gans gehörte, dem er sie ganz und gar nicht gönnte. Zumeist waren es dann seine drei Neffen, die ihn trösteten. Er war eben immer ein guter, fürsorglicher, ja aufopferungsvoller Onkel für sie, die ihn dafür liebten und letztlich aus vielen brenzligen Situationen retteten.

Diese einzig wirklich schillernde Figur in Entenhausen war bei mir und – wie ich hörte – auch generell am beliebtesten. Weil man diesen in allen Belangen Unbeholfenen, ständigen Verlierer und Unglücksraben, unverbesserlichen Angeber, manchmal hinterhältig Agierenden, im Grunde aber Liebevollen, der nie aufgab, sein Glück zu versuchen, einfach nur gern haben konnte. Eine Identifikationsfigur, von der man den amerikanischen Traum lernen konnte: „Niemals aufgeben! You can do it!“ Vielleicht haben mich die Disney-Hefte noch etwas anderes gelehrt. Es gab in der Micky Maus noch so eine Serie, sie hieß „Die Welt im Jahr 2000“. Diese interessierte mich zwar weniger, aber die Bilder von selbstfahrenden Autos, von Raketen, die zu anderen Planeten fliegen konnten, und anderes sind mir noch in Erinnerung. Alles ist möglich im Land der unbegrenzten Möglichkeiten!

Als Kind habe ich mich aufgrund meiner unbändigen Bewegungslust und Neugier vor allem beim Spielen im Freien immer wieder verletzt, allerdings nie ernsthaft. Zumeist waren es aufgeschundene Knie, Ellbogen und Hände. Natürlich war ich auch krank, meist aber nur kurze Zeit, manchmal gab es eine hartnäckigere Grippe. Nur Masern und Scharlach dauerten länger. Von einer dieser Krankheiten blieb mir dauerhaft eine leichte Schwellung des linken Oberschenkels – die genaue Ursache dafür war meinen Eltern wie auch meinem Kinderarzt nicht erklärlich. Und einmal wurden mir nach einer heftigeren Erkältung, Angina und Halsentzündung von einem Spezialisten die Mandeln entfernt, was sehr weh tat und eine Weile dauerte zu verheilen. Auch ein nervöses Bauchweh trat dann und

wann auf, wenn ich mich vor etwas fürchtete. Ich begriff, dass man Verletzungen, Krankheit und Schmerzen vermeiden sollte, wusste aber noch nicht recht wie.

Das Glitzern, die Farben und die Wärme

Meine Neugier betraf nach und nach auch technische Dinge. Wieso ist Glas durchsichtig, wieso fliegt ein Flugzeug, wieso schwimmt ein Schiff? Ich nervte sicher meine Eltern damit. Dann war da das Firmenauto meines Vaters. Als leitender Angestellter in einer Versicherung stand ihm ein Opel Kapitän zu – nicht so angesehen wie ein Mercedes, aber immerhin eine große Limousine. Diesen dürfen wir auch privat verwenden und mein Vater kaufte ihn nach einigen Jahren auch, ich vermute günstig. Ich war aber weniger an der Antriebstechnik interessiert als an der Optik des Autos, den Fahrfunktionen und Bedienungselementen wie dem Lenkrad und der Fensterkurbel. Nachdem wir in den ersten Jahren des Fernsehens wie viele ins Kaffeehaus oder Gasthaus gingen, um dort Berichte und Filme im Schwarz-Weiß-TV zu sehen, kam ein solches Gerät 1957 zu uns ins Haus und wurde bald Mittelpunkt der Abendunterhaltung, was bald uns und die ganze Gesellschaft beherrschte. Der generelle technologische Fortschritt und beginnende Wirtschaftsaufschwung plätscherte aber sonst an mir eher vorbei.

Ein unbeschreibliches Erlebnis war für mich, als ich im Sommer 1955 mit meinen Eltern zum ersten Mal nach Italien ans Meer gefahren bin. Zeitig in der Früh gingen wir zu Fuß von zu Hause mit den Koffern zur Abfahrtstelle von „Austrobus“ am Ring. Die Fahrt – später erzählte mir meine Mutter, dass ich schon in Traiskirchen gefragt hatte, ob wir bald da, also in Italien sind – war anstrengend und wir erreichten Caorle erst bei Dunkelheit. Ich konnte daher bei Ankunft das Meer nicht sehen, war enorm gespannt darauf und dennoch erschöpft rasch eingeschlafen. Ich fühlte mich dann dort trotz mäßig attraktiver Unterkunft wie im Paradies. Weil das Glitzern, die Farben und die Wärme des Meeres, die Unendlichkeit des Sandstrands und des blauen Himmels, die Fröhlichkeit der Menschen, das ganze Strandleben sowie die Spaghetti am Abend mich, das Kind, glücklich umfingen. Aber es gab auch Schmerzen, nämlich einen Sonnenbrand und das Elend des Abschieds nach 14 Tagen.

Im September danach trat ich mit noch nicht ganz sechs Jahren den Gang in die Volksschule der Piaristen im 8. Bezirk an. Was sein musste, musste sein und ich sträubte mich nicht. Ich bestand vorher auch die kleine Aufnahmeprüfung, die für noch nicht Sechsjährige vorgeschrieben war. Ich gab dem sehr freundlichen Prüfer auf die Frage, warum in dem von mir auf sein Verlangen hin auf ein Papier gezeichneten Haus so viele Fenster seien, die Antwort, dass damit mehr Licht

ins Haus käme. Was er als Zeichen für meine Volksschulreife nahm. Ich glaube, ich hätte mir das nicht gemerkt, wenn diese kleine Anekdote nicht von meiner Mutter den Verwandten und Freunden mehrmals erzählt worden wäre. Die große Freude wurde die Schule für mich dennoch nicht.

Als Nachwuchs-Mediator

Unbeschwert blieb es auch in der Familie nicht. Ich war schon seit etwas mehr als zwei Jahren Schüler, als ich bemerkte, dass die gelegentlichen Streitigkeiten meiner Eltern öfter und elementarer auftraten. Meine Mutter – deutlich jünger als mein Vater und spürbar lebenslustiger – fühlte sich am Leben behindert, sie erklärte lautstark, sie wolle nicht „ständig nur in diesen vier Wänden“ sein. Sie drohte sogar meinem Vater an, mit mir von einem Tag auf den anderen Reißaus zu nehmen, zu ihrer Mutter zurück oder sonst wohin. Da fuhr mir der Schreck in die Glieder. Ich liebte sie zwar viel mehr als meinen Vater, dennoch wollte ich – meiner eigenen Interessen schon bewusst – auf mein Zimmer, die gewohnte Umgebung und auch das bisherige Familienleben nicht verzichten und griff ein. Da mein persönliches beiden Ins-Gewissen-Reden mit „bitte nicht mehr streiten“, „schaut, das wird wieder gut“ oder „ich wäre sehr traurig, von hier weggehen zu müssen“ wenig fruchtete, dachte ich mir etwas anderes aus. Ich schrieb mit Bleistift einen Brief an beide, in dem ich die Vorzüge unseres Zusammenlebens, die mögliche Überwindbarkeit der Differenzen, das Aufeinander-Zugehen, das Miteinander-Reden und das – ich erinnere mich deutlich – „Wieder-miteinander-Pro-bieren“ beschwor und dabei nicht vergaß, auch das Elend zu beschreiben, in das sie mich, das Kind dieser Ehe, mit einer Trennung oder gar Scheidung stürzen würden. Natürlich mit einfachen, kindlichen, sicher fehlerhaften Worten. Die Not beflügelte dennoch meine angehende Liebe zu vielleicht ungewöhnlichen, doch treffenden, ja dramatischen Formulierungen.

Es wurde mein erstes Mediationsprojekt. Ein Versuch zu vermitteln. Dabei sah ich mich gezwungen, mehrere und immer länger werdende Briefe zu schreiben. Meine Schreibweise wurde dabei strukturierter und eindringlicher. Mit Problem-darstellungen, individuellen Lösungsansätzen und zusammenfassenden, flehent-lichen Appellen an jeden Einzelnen. Was auch notwendig war. Ich glaube, es sind in dieser Zeit schon an die zehn Briefe geworden, die ich meinen Eltern jeweils in einem Moment überreichte, wo sie beide in einem Zimmer waren, und zwar mit dem Hinweis, „dass ihn bitte jeder für sich lesen soll“. Allein betete ich zusätz-lich inbrünstig zu Gott darum, dass sich meine Eltern wieder vertragen mögen. Mit zunehmendem Zerwürfnis wurden meine mahnenden Briefe auch schluch-

zender, herzerreißender – ich packte an Gefühlen hinein, was mein minderjähriger, angstvoller Kopf hergab. Und ich spürte, dass ich meine Eltern beeindruckte. Mein Vater wusste, dass ich meiner Mutter viel mehr zugetan war als ihm, er bemerkte aber sicher, dass ich mich bemühte, ausgewogen zu schreiben, nicht Partei zu ergreifen. Die Briefe wurden letztlich zu einem Erfolg. Zumindest dachte ich, dass sie gewirkt haben. Mit der Zeit nahmen die elterlichen Auseinandersetzungen ab. Die große Innigkeit zwischen ihnen kam zwar nicht zurück, hat es vermutlich auch nie gegeben, doch etwas mehr Ruhe und beiderseitige Toleranz entstanden. Ich glaube, mein Vater musste etwas von seinem Patriarchengehabe ablegen, ihr mehr an Gesellschaft außer Haus bieten, meine Mutter ihre Ansprüche und ihr Temperament zügeln. So gesehen, waren beide eher Verlierer. Wir kamen jedenfalls alle drei wieder in einen ruhigeren Fluss.

Für mich war es das erste Mal, dass ich erleben konnte, was ich mit eigenem Willen, Nachdenken und beharrlichem Eingreifen erreichen kann. „Habt Ihr euch jetzt wieder lieb?“, wollte ich sie danach gerne fragen, traute mich aber nicht. Irgendwann war es mir gleich.

Das Grauen

Noch eine sehr aufwühlende Phase hat es in meiner Kindheit gegeben. Das war, als ich dahinterkam, dass meine Eltern einmal sterben müssen, so wie es eben keinem Menschen erspart bleibt. Diese Erkenntnis ließ mich nachts stundenlang weinen. Es war das blanke, unaufhaltsam aus mir herausbrechende Entsetzen, ein Blick in den ewigen Abgrund, die untröstliche Angst vor dem Alleinsein und dem Nichts. Ich war so entsetzt und verzweifelt, dass ich oft aufstand und in ein anderes Zimmer ging, um dort von meinem Unglück umso heftiger gebeutelt zu werden und dann zusammengekrümmt am Boden zu liegen. Ich zerrann. Es war das Ansehen des Unvermeidbaren, die schmerzliche Machtlosigkeit. Das von der Kirche versprochene ewige Leben nach dem Tod brachte mir auch keinen Trost, denn ich versuchte, dieses ewige Leben gedanklich nachzuvollziehen, es vorauszuempfinden, was mich in noch größeres Entsetzen trieb. Denn das immer fortwährende Leben, ein Jahr nach dem anderen, nie aufhören können, unfassbare Endlosigkeit, keinen Anker haben, das alles kam mir noch schlimmer vor als das Sterben. Ich litt noch mehr, zerrann noch mehr. Doch irgendwann – nachdem mich auch meine Mutter in Gesprächen darüber nicht so recht trösten konnte – kam die Erschöpfung, dann die Beruhigung, zum Schluss das Annehmen und auch Beiseitestellen des Todes. Das Leben öffnete sich mir wieder. Viel später kam ich darauf, dass Leben auch Sterbenlernen bedeutet. Dass es Mönche gibt, die

glauben und sagen, dass man erst mit dem Bewusstsein der Sterblichkeit zur Lebensqualität finden könne.

Zurück zu meiner zumeist beschwerlichen Schulzeit. Ich erinnere mich daran, dass mir damals beim Aufwachen immer ein bisserl übel war. Je mehr ich wach wurde, umso mehr stieg Angst in mir auf, vor dem Lehrer, vor Prüfungen, vor Schulkollegen, die stärker als ich und nicht nett zu mir waren. Es war ein Grauen, das mich während der Woche fast täglich befiel, auf den Magen drückte oder nervöse Bauchschmerzen verursachte. Mit dem Frühstück, dem Schulweg an der frischen Luft und der Begegnung mit Freunden vor der ersten Stunde legte sich das ein wenig, verschwand aber nicht ganz. Es war ein Gefühl, das mich später auch als Angestellter am Morgen erfasste, besonders beim Eintreten in das Bürogebäude meiner Firma, beim Betreten des Arbeitszimmers. Immer erst mit der Arbeit und Routine entstanden auch Beruhigung, Einordnung, ab und zu auch das Wohlgefühl, etwas zu leisten, etwas bewegen zu können. Dass ich dieses Morgenrauen einmal überwinden könnte, diese Angst vor Angriffen und Versagen selbst – also aus eigener Kraft – in einen freudigen Start in den Tagbeginn verwandeln, das konnte ich damals nicht ahnen.

Der Gönner

22

Mein Vater war zuerst leitender Mitarbeiter in einer großen Versicherung, danach selbstständiger Versicherungsberater mit drei Mitarbeitern. Ich merkte mit der Zeit, dass er dazu neigte, den Kontakt zu Menschen zu suchen, die ihm beruflich von Vorteil sein könnten. Als Volksschulkind war mir dieses Motiv noch nicht einsichtig. Auch nicht, als ein zu mir immer freundliches Ehepaar bei uns öfters eingeladen war, dessen männlicher Teil die Position eines Generaldirektors eines großen Versicherungsunternehmens innehatte, in dem seit Kurzem mein Vater arbeitete. Ich erfuhr erst später, dass mein Vater meine Mutter gebeten hatte, sich doch mit der Mutter eines Mitschülers in meiner klösterlichen Volksschule anzufreunden, nachdem er erfahren hatte, wer dessen Vater war. Daraus entstand eine ursprünglich arrangierte, dann wohl auch echte Freundschaft der beiden Familien. Dieser Generaldirektor kam auch – wie ich später erfuhr – den Erwartungen meines Vaters entgegen und verschaffte ihm, der offenbar eine gute Arbeitsleistung hingelegt hatte, einige Karrieresprünge und Geschäftsmöglichkeiten, er ebnete ihm letztlich auch den Weg in die Selbstständigkeit.

Dieser Freund der Familie wollte bei einem seiner Besuche offenbar auch mir den Einstieg ins Berufsleben erleichtern. Es war schon in meiner Mittelschulzeit und ich habe bis heute keine Ahnung, ob ihn mein Vater dazu aufgefordert hatte oder

nicht. Er bot mir mit einem Satz, den ich mir immer merken werde, an: „Du machst nach der Matura ein Studium, kommst zu mir in meine Studentenverbindung, dann in mein Unternehmen und ... dort mach ich was aus dir.“ Dabei lächelte er mich mit dem vielsagenden und gönnerhaften Blick eines guten Onkels und zugleich Machthabers an. Seine Wortwahl, seine Bestimmtheit und die Art, wie er über mein Leben verfügen wollte und dabei gar nicht auf die Idee kam, dass ich das vielleicht gar nicht wollte, irritierten mich spontan, ja sie stießen mich ab. Ich war 13 oder 14 Jahre alt und habe dazu verlegen gelächelt, mich ein wenig gewunden. Habe gespürt, dass Dankbarkeit erwartet wurde, aber Widerwillen empfunden. Wieso ich in so jungem Alter schon einen so ausgeprägten Eigensinn entwickelt hatte, wieso mir jede Form der Bestimmung oder Entscheidung über mich zutiefst zuwider war, kann ich bis heute nicht erklären. Der Wolf in mir war stolz, er wollte sich niemandem anbiedern oder unterordnen. Und schon gar nicht, wenn das vielleicht sein Vater eingefädelt hatte.

Der Prügel-Lehrer

Meine Mutter hat in den 1950er Jahren alle ihre Erziehungsmaßnahmen der Solidarität mit mir liebevoll untergeordnet. Sie tat, wie man so schön sagt, alles für mich. Besonders für die Schule. Dass sie mit mir lernte, wenn ich es brauchte oder mich vor Prüfungen zu Hause noch abfragte, war selbstverständlich. Sie entschuldigte mich aber auch bei den Lehrern mit „einer kleinen Grippe“ oder „Übelkeit“, wenn ich wegen Angst oder schlechter Vorbereitung oder beidem vor einer Schularbeit nicht in die Schule wollte. Dass sie mich – wenn es notwendig war – auch mit persönlichem Vorsprechen in der Schule bei Lehrern und Direktion verteidigte, kam noch dazu.

Am wichtigsten von allem war, dass sie mich in der Volksschule vor dem Sadismus meines Klassenlehrers gerettet hat. Dieser strafte alle Buben, die harmlose Disziplinfehler begangen hatten, indem er sie herausrief und mit einem Holzlineal auf den Handrücken mit den ausgestreckten Fingern schlug. „Swisch“, ich habe das Sausen des Lineals noch im Ohr, den Knall des Aufschlags, das Brennen der Hand. Heute unfassbar, dass das damals als normal hingegenommen wurde. Je nach Schwere des Vergehens – Vergessen der Hausaufgaben, Schwätzen im Unterricht oder Lachen an unpassender Stelle – bekam man ein bis drei Schläge auf die Finger, was weh tat und eine Weile brannte. Dabei gab es noch eine perfide Verschärfung: Wenn man die Hand aus Angst im letzten Moment zurückzog und des Lehrers Lineal danebenpfiiff, dann rief er empört „Feig!“, und nicht wenige andere Kinder wiederholten im missbilligenden Ton „Feig!“. So leicht war es, Kin-

der zu erniedrigen und auch zu Grausamkeit zu verführen. Doch wenn ich an die heute via Internet verbreiteten Mobbing-, Demütigungs- und Prügel-Szenen von Schülern denke, habe ich das Gefühl, es ist noch schlimmer geworden, wenn auch in anderer Form. Immerhin den Lehrern wurde die Gewaltanwendung weitestgehend abgewöhnt.

Als ich meiner Mutter von diesen Bestrafungen erzählte – ungefähr zwei Monate vor Ende der vierten Volksschulklasse und lang nachdem ich das regelmäßig selbst oder mit Blick auf andere ertragen musste, weil ich das auch für „üblich“ hielt und den Lehrer fürchtete –, ging sie sofort zum Schuldirektor und forderte ihn auf, das zu beenden. Dieser traf eine seltsame Entscheidung: Ich konnte die Schule sofort verlassen und bekam ein gutes Zeugnis zu Schulende. Meine Mutter und ich waren froh, und das wurden die längsten und vielleicht auch schönsten Ferien meines Lebens. Ob der abscheuliche Prügellehrer noch länger so weitermachen durfte, habe ich nie erfahren. Wenn man heute hört, wie lange in der Kirche geistig fehlentwickelte Priester und Verantwortliche ihre grausamen Veranlagungen an Kleineren und Schwächeren ausleben konnten, habe ich im Nachhinein ein schlechtes Gefühl.

Wieder konnte ich viel im Freien, in Parks, bei Spaziergängen und Ausflügen herumtollen. Dabei hatte ich mich oft in kleine Abenteuer hineinfantasiert, die ich unbemerkt von anderen mit Bravour bestehen konnte. Bei kaltem und regnerischem Wetter ließ ich zu Hause am Teppich meine Spielzeugfiguren aufmarschieren. Entweder behelmte Soldaten mit Panzern und Kanonen oder Indianer im Kampf mit Siedlern, Cowboys und US-Militär neben Indianerzelten oder Ritter zu Pferd oder zu Fuß rund um eine Burg. Kriegerisch, aber herrlich. Ich ließ die Guten gewinnen. Alles nach meinem Kommando. Ich war der Chef.

24

Sammeln und Handeln

In dieser Zeit hatte ich auch eine Phase, in der ich Bierdeckel sammelte. Diese meist runden Untersetzer wurden ursprünglich – wie ich erst später erfuhr – auf die Gläser oder Krüge gelegt, um Fliegen, Wespen und sonstige Insekten fernzuhalten, daher auch der Name Bierdeckel. In jedem Lokal, das ich mit meinen Eltern besuchte, fragte ich artig, ob ich einige mitnehmen dürfte. Wer wollte das wohl einem Kind verwehren. Die Welt der Bierdeckel war eine bunte, fröhliche und unheimlich vielfältige. Die Brauereien überboten sich gegenseitig in der kreativen und auch zum Trinken animierenden Gestaltung ihrer Werbeträger, brachten jedes Jahr neue Versionen, oft auch Serien zu neuen Biersorten, zu einem neuen Bierthema heraus, mit Zeichnungen, Sprüchen und lustigen Menschen.

Ich liebte den Deckel von Hubertus Bräu mit seinem wunderschönen 12-Ender-Hirschkopf. Ich merkte mir Sprüche wie „Fruah, mittags und a zum Jausna trink i allwei Kaltenhausner“. Einmal machten meine Eltern mit mir eine dreiwöchige Reise durch Deutschland bis an die Ostsee. Sie bestaunten Landschaften und vor allem Sehenswürdigkeiten, was mich zu ihrem Leidwesen kaum interessierte. Überall, wo wir ankamen, lief ich in die nächstgelegenen Gaststätten und bat um Bierdeckel, es war ein regelrechtes Paradies für mich und ich verspürte höchstes Sammlerglück. In Köln konnte ich eine Serie mit Witzzeichnungen ergattern. An eine kann ich mich besonders gut erinnern: Ein Arzt im weißen Kittel stand erstaunt vor dem Röntgenbild eines hinter dem Röntgenschild oben und unten sichtbaren Patienten, in dessen Magen man eine verschlossene Flasche Bier sah. In der Sprechblase des Arztes war zu lesen: „Sie müsset schon det Bier öffne, bevor Sie's trinke“, oder so ähnlich. Nach drei Jahren hatte ich weit über 2000 Bierdeckel fein säuberlich in Schuhkartons gestapelt. Nicht selten legte ich sie in meinem Zimmer am Boden auf und betrachtete sie begeistert. Einmal ging ich mit meiner Mutter zu einer Sammlerbörse und sah dort viele, oft auch schon sehr alte Sammler mit Unmengen an Bierdeckeln aus aller Welt, oft hoch attraktiv und sehr unterschiedlich geformt. Dies wurde für mich bald überwältigend, ja ermüdend. Meine eigene Sammlung kam mir nun recht mickrig vor. Ich verkaufte sie spontan um 200 Schilling – gar nicht so wenig – und beendete meine Karriere von einem Tag auf den anderen für immer. Meine Mutter war verwundert, doch ich hatte mein erstes Geld verdient. Vielleicht war das ein Vorbote, ein Ausprobieren meiner später deutlicher zutage tretenden Fähigkeit, Dinge auch wieder loszulassen.

25

Gern schreiben, viel reden

Es gab Dinge in der Volksschule, die mir den grundsätzlich unangenehmen Aufenthalt dort versüßten. Dazu gehörte das Aufsatzschreiben, und ich verfasste eher lange Texte, weil mir viel einfiel. Ich erinnere mich daran, dass ich mit Freude zum Thema „Das war ein schöner Ausflug“ arbeitete. Dabei konnte ich schildern, was alles zu sehen war und was geschehen ist. Rucksack, feste Schuhe, Straßenbahn, Wald, viel Grün, Blätter, Anstrengung, Schwitzen, Berghütte, Erbsensuppe, Himbeerwasser, Aussicht, „da haben wir sehr gelacht“-Einstreuungen, Müdigkeit, Rückkehr. Der Lehrer hat mir dafür einen Einser gegeben. Meine Mutter meinte, dass ich den Aufsatz „hübsch ausgeschmückt“ hätte, was mir damals schon als unzureichende Würdigung vorkam. Von da an blieb mir jedenfalls das Schreiben eine angenehme Tätigkeit, ebenso wie das Reden. Daher zeigte ich auch gerne auf, wenn die Frage kam, ob wer etwas zu erzählen hat. Ab der vierten Klasse Volks-

schule und auch später im Realgymnasium gefielen mir die Redeübungen, mit Vorliebe erzählte ich Bücher nach wie „In den Schluchten des Balkan“ von Karl May oder „Die Reise zum Mittelpunkt der Erde“ von Jules Verne, aber auch Heldensagen aus der griechischen Mythologie oder „Das Nibelungenlied“. Ich war noch kein großer Leser, aber spannende, abenteuerliche Bücher habe ich doch verschlungen und darüber gesprochen. Meine Lehrer ließen mich auch eine Stunde lang erzählen, besonders am Ende des Schuljahres, wenn die Zeit bis zur Zeugnisverteilung eher ohne richtigen Unterricht überbrückt wurde. Außerdem hörten die anderen gern zu und waren ruhig. Meine Freude am Schreiben und Reden war – wie mir später erst bewusst wurde – ein Zeichen meiner kommunikativen Ambition und Hinweis für eine berufliche Orientierung. Als Drittes gefiel mir in der Schule die Turnstunde. Die Bewegung, das Körperliche und das Sportliche sollten auch in meinem weiteren Leben eine Rolle spielen. Und gezeichnet habe ich auch viel, besonders Menschen und natürlich Ritter, Indianer, Piraten – mit dem Bleistift, Schwarz auf Weiß, aber auch mit Buntstiften. Die Ende der 1950er Jahre neu erschienenen „Prinz Eisenherz“-Bücher mit besonders schönen, naturalistischen, sehr oft auch martialischen Zeichnungen fand ich grandios und nahm sie zum Vorbild.

26

Wer weiß, wie die Kinder damals in der Schule gezeichnet und geschrieben haben? Am Beginn der Volksschule nur mit Bleistift, aber schon nach kurzer Zeit mussten wir auch eine Feder mit langem Holzgriff verwenden, die vor dem Schreiben in ein kleines Tintenglas getaucht werden musste. Das war nicht einfach, nahm man zu viel, dann patzte man, nahm man zu wenig, ging die Tinte gleich wieder aus. Jeder Schüler hatte am oberen Rand des schrägen Pults seines Tisches in einer kleinen Vertiefung ein Tintenglas. Bei mir war das Holz rundherum voller eingetrockneter blauer Flecken, weil schon viele Schüler vor mir gepatzt hatten. Mir gefielen diese vielen Flecken in unterschiedlichen Blautönen und Schattierungen, ich malte oder patzte manchmal absichtlich ein kleines Zeichen oder einen Fleck dazu, um ein hübsches Muster zu erzielen. Das Pult war ohnehin voll, nicht nur von blauen Kratzern, sondern auch von Schrammen, eingeschnitzten Zeichen und Buchstaben. Ein Gesamtkunstwerk mehrerer Generationen von Schülern. Am Papier selbst entstanden auch Flecken und Schreibfehler. Dafür gab es einen rot-blauen Radierer aus Gummi, mit dem roten Teil konnte ziemlich leicht ein falscher Bleistiftstrich ausradiert werden, mit dem blauen war es sehr schwierig, einen Tintenfleck wegzumachen. Und der Lehrer konnte böse werden, wenn er zu viele und schlecht ausgebesserte Fehler oder Flecken sah. Ab der zweiten Klasse hatten wir Füllfedern, die relativ leicht – weiterhin aus dem Tintenglas – für das Schreiben einer ganzen Seite oder eines ganzen Aufsatzes befüllt werden konn-

ten. Ende der Volksschulzeit gab es schon Federn mit Tintenpatronen, die noch länger hielten und leicht ausgetauscht werden konnten. Kulis und Filzstifte folgten erst in der Mittelschule, waren aber anfangs verboten. Die Schüler sollten ein „anständiges“ Schreibgerät verwenden.

Die Beziehungen zu den Klassenkameraden der Volksschule blieben für mich – aus welchen Gründen auch immer – blass und oberflächlich. Mit einer Ausnahme.

Mein Freund Gregor

Gregor war so groß wie ich und so schwer wie ich. Was die Noten betraf, war er ebenso gut oder schlecht wie ich. Und – nach meinem Gefühl – war er genauso lustig wie ich. Nur hatte er dunkle, fast schwarze Haare und ich rotblonde. Außerdem hatte er schon als Kind sehr lange schwarze Wimpern, was gut aussah und später auch die Frauen entzückte. Wenn meine Mutter und ich bei ihm zu Besuch waren, dann tratschten die Frauen bei Kaffee und wir tollten in der in meinen Augen riesigen Wohnung herum. Unsere Mütter waren gute Freundinnen, in diesem Fall ganz ohne väterliche Hintergedanken. Immer stellten wir beim Spielen was an, wie zum Beispiel das Badezimmer komplett unter Wasser zu setzen oder die Stiege zu einem anderen Geschoß der Wohnung mit Müll vollzustopfen oder uns in einem Rutschspiel am blanken Parkett die Knie aufzuschürfen. Wobei Gregor heute noch der Überzeugung ist, dass ich der Schlimme war und er mehr oder weniger nur zugeschaut hat. Er behauptet sogar, seine Mutter hätte sich vor meinen Missetaten gefürchtet. Ich bin allerdings der Meinung, dass er die Ideen zu allen Untaten lieferte und mich dann so lange provozierte, bis ich nicht mehr anders konnte, als seinen Streichen zu folgen.

Ein zeitlicher Vorgriff zu Gregor. Nachdem er das 17. Lebensjahr erreicht hatte, wurde er zum Casanova, der die Herzen vieler Mädchen und Frauen brach – sicher wegen seines guten Aussehens, vielleicht auch ein wenig mithilfe seines schicken Porsche Carrera. Aber das war sicher nicht das Einzige, was er bieten konnte. Er war selbstsicher und machte schon früh seine ersten sexuellen Erfahrungen mit Mädchen. Als Teenager beneidete ich ihn um seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht, was sich nicht so bald änderte. Bei seinem alljährlich im Freundeskreis ausgerufenen Kampf um die „goldene Eichel“, einem Wettbewerb, bei dem der Sieger am Jahresende die meisten Eroberungen nachweisen musste, um zu gewinnen, konnte ich nie auch nur annähernd „punkten“. Wir sind bis heute gute Freunde geblieben, besonders weil ich ihm später die absolut wichtigste Begegnung meines Lebens zu verdanken hatte.

Die Spitze meines genetischen Erbes

Am meisten geprägt haben mich in den ersten zehn Lebensjahren natürlich meine Eltern, mit ihrem Verhalten und ihren Wurzeln. Manche sagen ja: „Eltern können ihren Kindern nichts beibringen, diese machen ihnen doch alles nach.“ Ich habe zwar bewusst nicht alles nachgemacht, ihre Gene steckten dennoch in mir. Mein Vater kam aus einer deutsch-ungarischen Kaufmannsfamilie, die zur Zeit seiner Geburt ihre Geschäfte noch in und von einem Dorf aus in der Nähe von Eisenstadt betrieb, alles gehörte damals noch zu Ungarn. Er wuchs zweisprachig auf und wurde daher nicht nur Emmerich gerufen, sondern auch Imre. Etwa zur Zeit der Angliederung des Burgenlands an Österreich übersiedelte seine Familie nach Wien und betrieb hier eine Zeit lang ein Gemischtwarengeschäft. Mein Vater wurde nach der Matura Versicherungskaufmann, arbeitete sich bei zwei Gesellschaften in gehobene Positionen und machte sich Mitte der 1950er Jahre als Versicherungsberater selbstständig. Sein Bruder gründete eine kleine Firma, die mit etwa zehn Arbeiterinnen an Strick- und Wirkmaschinen Strümpfe, Westen, Schals und anderes erzeugte. Ich war dort auch gelegentlich zu Besuch, erinnere mich noch an das Rattern der Maschinen und den Geruch der Textilien, an Farben und Treibstoffe. Ich durfte ab und zu Sockenmuster entwerfen, die aber – wohl zu infantil und blumig – nicht umgesetzt werden konnten. Bis zum Zweiten Weltkrieg hatte er an dem Standort in Wien und einem in Niederösterreich rund 40 Mitarbeiter. Er war der gute Onkel, den wir ab und zu besuchten und der mir ab und zu ein paar Schilling zusteckte.

28

Meine Mutter Margarethe war das uneheliche Kind ihres Vaters, meines Großvaters, der es kurz nach der Geburt der leiblichen Mutter abnahm und in die eigene Familie brachte. Er war damals schon lange verheiratet gewesen. Seine Frau nahm das Kind liebevoll wie ihre eigene Tochter auf – zu ihrem Leidwesen konnte sie selbst keine Kinder bekommen. Sie wurde zu meiner geliebten Omi. Ihr Mann, mein Großvater, auch Jokl-Papa genannt, war das, was man damals einen „Hallodri“ oder „Filou“ nannte, einen Mann, den die Frauen liebten, der „nichts ausließ“, zum Leidwesen seiner Ehefrau. Seine Beliebtheit bei Damen war auch nicht völlig unverständlich. Er war groß und fesch – ich sah ihn auf alten Fotos in Anzug, Bergsteigerkluft und Uniform – und er war Diplom-Ingenieur, Kampfflieger im Ersten und im Zweiten Weltkrieg, ein Kriegsheld, ein wilder Hund. Durch einen Flugzeugabschuss, den er überlebte, sah er noch verwegener aus. Er hatte – ähnlich wie Niki Lauda später – schwere Verbrennungen auch im Gesicht erlitten. Die verbliebenen, Heldentum assoziierenden Narben erhöhten seine Begehrtheit in der Frauenwelt noch mehr. Das Resultat: Er hatte im Zuge seiner

verschiedenen Einsätze in ganz Europa verteilt weitere uneheliche Kinder. Eines davon, seinen Sohn Jaap und damit Bruder meiner Mutter, lernte ich auch kennen und bin heute noch mit ihm in Verbindung. Mein Großvater war auch ein Spieler, der im Casino angeblich „ein Vermögen“ verspielt haben soll, zumindest aber ein Haus. Meine Mutter erzählte mir, dass er einmal mitten in der Nacht nach Hause gekommen und kurz darauf mit Pelzen und Schmuck meiner Oma wieder verschwunden war, um alles ins Pfandhaus zu bringen. Ihn selbst habe ich auch kennengelernt, er lebte nach dem Krieg und nach der Scheidung mit einer viel jüngeren Frau in einem Dorf in Kärnten. Mit dieser bekam er noch ein Kind, meine Tante Veronika – für mich war es immer seltsam, dass sie jünger ist als ich. Mein Großvater war aber nicht nur ein schlimmer „Bruder Leichtfuß“, sondern wohl auch ein guter Mensch. Nach seinen glaubwürdigen Erzählungen hatte er Ende des Zweiten Weltkriegs als Wehrmachtangehöriger und damit auch Vorhut der SS in jedem Dorf die dortigen Juden vor der SS gewarnt, sodass sie sich verstecken oder rechtzeitig fliehen konnten. Er war auch zu mir sehr herzlich und liebenswürdig, hat mir einmal sogar eine kleine Gitarre aus Holz geschnitzt und mit Drähten statt Saiten versehen. Ich war begeistert, wurde aber kein Gitarrist. Was mir von meinen väterlichen und mütterlichen Verwandten „vererbt“ wurde, kann ich schwer einschätzen. Jedenfalls – so denke ich – bin ich nicht ganz so verwegen wie mein Großvater mütterlicherseits und auch nicht so angepasst und bürgerlich wie mein Vater geworden. Etwas Unternehmerisches scheint mir vielleicht mitgegeben worden zu sein. Von meiner Mutter habe ich vielleicht die Kreativität, das Zeichnen, das Gestalten, die Liebe zu Sprache und Auftritt. Das war jedenfalls nur „die Spitze“ meines genetischen Erbes. Es gibt keine Galerie von Vorfahren, keinen Stammbaum, nur die Erzählungen meiner Familie. Ich kann also nur ahnen, wozu die Ahnen mich gemahnen.

29

Das ignorierte Wirtschaftswunder

Im Sommer 1959 schaffte ich die Aufnahmeprüfung ins Realgymnasium Schottenbastei im ersten Bezirk, wo Anfang September meine Mittelschulzeit begann. Auch hier entwickelte ich lange keine rechte Freude am Lernen. Mit einer Mischung aus Misstrauen gegenüber dem strengen Stundenplan, aus stumpfem Desinteresse an dem wohl auch ziemlich trockenen Unterricht und aus echtem Horror vor den Prüfungen kämpfte ich mich mühsam und ohne rechte Motivation durch die Schulpflicht. Was sich in Technik, Wirtschaft und Politik tat, blieb von mir weitgehend unbeachtet.

Dabei ging gerade in den beginnenden 1960er Jahren ein Ruck durch die europäische und internationale Gesellschaft und Wirtschaft. In Europa und Österreich verheilten viele Wunden des Zweiten Weltkriegs. Viel wurde in Fabriken, Supermärkte und neue Technologien investiert. Produktion und Konsum wuchsen, die Arbeitslosenzahlen sanken, das kapitalistische „Kredit für Wachstum“-System startete voll durch. Immer mehr Arbeitsplätze entstanden und die Menschen hatten Geld für Eigenheimbau, Wohnungsausstattung und Urlaubsreisen ins Ausland. Die Autos, Züge und Flugzeuge wurden immer schneller und auch schöner. Die Farbberichte über das glamouröse Leben des aufblühenden Jetsets in Presse, Radio, Fernsehen und Kino ließen alle träumen. Kennedy inspirierte als junger Präsident der USA den gesamten Westen. Auch kulturell tat sich viel. Qualtingers „Herr Karl“ stieß in Österreich mit bitterem Humor Vergangenheitsbewältigung an. Gene Kelly, Fred Astaire und Elvis Presley brachten ihre Musikfilme nach Europa in die Kinos an ein Publikum, das hungrig war nach Unterhaltung und Geschichten aus dem reichen, aber fernen Amerika. In Liverpool übten schon „Die Beatles“ für eine Karriere, die sie letztlich zu den wichtigsten Musikern des 20. Jahrhunderts werden ließ. Die Dreharbeiten für den ersten James Bond-Film begannen und in Cape Canaveral wurde auf die Mondlandung hingearbeitet.

30 Was mir aus der Kindheit blieb

Was ich in meinen ersten zehn Jahren gelernt habe, hatte ich mich damals nicht gefragt. Ich war ein Kind, das vor allem froh war, da zu sein, zu leben, zu vegetieren. Ein Kind, das spontan seine Gefühle ausdrückte und reagierte, wenn es Gefahren und Bedrohungen erlebte. Weniger mit Ausbrüchen oder gar Gewalt, mehr mit Angst und Flucht, ein wenig mit Reden und Schreiben. Ein Kind, das dennoch nur wenig von dem verstand, was da geschah in seinem kleinen jungen Leben, in einer noch vom vergangenen Krieg verwirrten Bevölkerung und einer vom Aufschwung zusehends überwältigten Umwelt.

Aus heutiger Sicht hat mich wohl am meisten die bedingungslose Liebe und Unterstützung der Mutter geprägt, ihre uneingeschränkte Zuwendung und Aufmerksamkeit, die mich schützte. Dieses Spüren, es ist immer jemand für mich da. Die Religion und die katholische Kirche waren dabei mehr eine Gegebenheit als eine Stütze. Die Erhabenheit der Kirchen, das Glockenläuten, die Heilige Messe mit ihren Ritualen, der Weihrauchgeruch, das alles hatte mich schon beeindruckt, auch die „Zehn Gebote“. Aber ein besonders tiefer Glaube ist in mir nicht entstanden, wahrscheinlich auch, als ich bemerkte, dass meine Eltern mit der Zeit immer weniger Lust hatten, mit mir am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen.